Die Hexe von Triesnerberg

Eine Erzählung aus Liechtenstein's dunklen Tagen von Marianne Maidorf.

Erstes Kapitel.

Das letzte Bildchen war eingebracht. Rauh und kalt legte es über die Alp; der Winter stand vor der Thür. Schweres Gewölk hing über den Bergkuppen, die zugenummobenen Häupter der „Drei Schwestern" ragten grau aus dem dunkeln Wolkenmeer hervor; die zerklüftesten Felsen des Falknis starrten wie drohend gen Himmel; wildschäumend stürzte das Wasser der Gebirgsbäche durch die Schluchten, im zähen Lauf alles mit sich reissend, was sich ihm hemmend in den Weg stellt.

Die kleine Gemeinde am Triesnerberg rüstete auch für den Winter. Freie Walliser nennen sich die Leute; um das Jahr 1300 sind sie aus ihrer alten Heimath Oberwallis vom Furkapaß bei Leuk ausgewandert und haben sich auf den Halden des Triesnerberges niedergelassen. Sie bewirthschaften die Alpen; ihre Viehzucht hat einen großen Ruf erlangt bis auf den heutigen Tag.

Die Zeit, in die unsere Erzählung fällt, ist die des unheimlichen Jahrhunderts der Hexenprozesse, die so viel Unheil angerichtet haben.

Wir schreiben das Jahr 1636.

Aus einem der kleinen, niederen Häuser am Triesnerberg trat eine Frau heraus, stemmte die rothen, fehlen Arme in die Seite und sah sorgenvoll in das drohende Gewölk des Himmels.

„Es gibt ein Wetter," murmelte sie, und ihre ernste Stirne verfinsterte sich mehr und mehr. Jetzt trat aus dem nebenanliegenden Schuppen, der theils als Stall für das Vieh und theils als Scheune für das Heu diente, auch der Bauer heraus und gesellte sich zu ihr.

„Schaust das Wetter an, Weib?" fragte er kurz.

Sie nickte.

„Es ist um das Gretli, Bauer; der Weg ist weit und mühsam; die Last ist schwer; und wenn ein Wetter kommen sollte, thut's mir leid um das schmächtige Ding. Das Reef (hölzernes Traggestell, das am Rücken getragen wird) ist schwer und wird die schmalen Schultern im Aufstieg nicht wenig drücken. Aber es geht nicht anders, der Aloys muß noch heute das Brot haben. Gebe Gott daß das Wetter heute noch gut bleibt und das Gretli heil auf die Alp kommt!"

Der Bauer brummte etwas von allzu ängstlichem Weibervolk, das überall Unheil wittere. Mit einem großen Messer schnitzte er an einem Holzblock herum; die Späne flogen nach rechts und links.

Es war eine kernige Gestalt, dieser alte Bergbauer Jakob Stöß am Triesnerberg. Auf den kräftigen, breiten Schultern ruhte ein ebenso kräftiger Kopf; dichtes, blondes Haar umrahmte die hohe Stirn; hinter bauschigen Augenbrauen sahen ein paar große, klarblickende Augen hervor. Man brauchte nur hineinzublicken, um zu wissen, daß ihr Besitzer wohl gar genau wußte, was er wollte; daß er ein Mann von großer Thatkraft und festem Willen sei. Kraftvoll war der ganze Körper, das sah man an der breiten Brust, die ein weißes Hemd nur eben bedeckte; die Füße steckten in dicken, nagelbeschlagenen Schuhen; Wadenstrümpfe, von grauer, grober Wolle gestrickt, reichten bis zu den Knien; die Beine und den Unterkörper bedeckte eine abgenutzte, graue Lederhose, die um den Leib von einem Riemen gehalten wurde.

Auch das Weib an seiner Seite war von hohem, kräftigem Wuchse, wenngleich der Rücken schon gebeugt war, weniger von der Last der Jahre, als vielmehr von allzu schwerer Arbeit. Die Bergbewohner schaffen den ganzen Sommer hindurch schwer; was die Alp ihnen gibt, muß unter mühsamer Arbeit eingeholt werden.

Das wettergebräunte Gesicht der Bäuerin zeigte schon viele Falten; um den Mund lag ein sorgenvoller Zug; die Augen blickten ernst und verschlossen drein, wie wenn steter, geheimer Kummer die Besitzerin nie recht froh werden ließe. Und so war es auch.

Man lebte in jener grauenvollen Zeit, da man seines eigenen Lebens nicht sicher war; während man heute noch ruhig und abhängslos seiner Beschäftigung nachging, konnte man morgen schon von rohen Händen ergriffen, vor ein Gericht geschleppt, böswillig verleumdet, angeklagt und als Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.

Wie hatte jene unheimliche Krankheit der damaligen Zeit auch in dem kleinen Ländchen Liechtenstein, in dem Triesnerberg gelegen war, gewüthet; wie viele Opfer waren ihr gebracht worden; wieviel Unglück war über ganze Familien hereingebrochen, wieviel Blut unschuldig geflossen! Es gab geheime und offene Angeber, die mitleidslos oft den besten Freund, den nächsten Nachbar der Hexerei beschuldigten und dem Gerichte überlieferten.

Wie war es hier, daß ihn das Unglück verschonte?

War es zu verwundern, daß das Volk wie unter einem Banne seufzte, daß besonders die Frauen unter der ständigen Angst bebten und litten? Hatte doch noch vor kaum drei Jahren der Scheiterhaufen mächtig geraucht, war doch da ein Wehruf nach dem andern der unglücklichen Opfer, die unter den grässlichsten Qualen ihren Geist aufgaben, gen Himmel gestiegen!

Anna Stöß, die Bäuerin, schüttelte sich jedesmal, wenn ihr der Gedanke daran kam, vor Entsetzen und Grauen; denn vor ihren eigenen Augen hatte man auch dort auf dem Scheiterhaufen ein Weib verbrannt, das Anna als brave, fleißige Person kannte, das schon über fünf Jahre als Magd treu in ihrem Hause gedient hatte.

Die Lucia sei eine Hexe, hieß die Anklage.

Die Lucia eine Hexe? Zum Lachen wäre es, wenn es nicht gar so traurig gewesen wäre.

Vor fünf Jahren war sie als abgehärmtes, eheverlassenes Weib nach dem Triesnerberg gekommen, ein achtjähriges Töchterchen an der Hand. Sie bat von Thür zu Thür um Arbeit; überall vergebens. Als sie gänzlich erschöpft an das Haus des Jakob Stöß kam, erhielt sie dort Einlaß und Arbeit; denn des Bauern Weib, die Anna, war schwer krank; niemand war da, der sie pflegte und Haus und Hof in Ordnung hielt. Der Bauer und sein Sohn Aloys, der Sechzehnjährige, waren froh, daß sie in Lucia eine Hilfe bekamen. Sie fragten nicht lang nach „Woher" und „Wohin"; das blasse, stille Weib that seine Pflicht und schaffte bald für zwei. Das Gretli aber mit den glänzendschwarzen Haaren und dem zarten Gesichtchen, aus dem ein paar große, blaue Kinderaugen treuherzig hervorleuchteten, stahl sich bald in aller Herzen. Der Bauer und die Bäuerin, die unter Lucias Pflege bald genas, hatten Freude an ihm, und Aloys, der große, etwas ungelenke Bursche, betrachtete das niedliche, kleine Ding als sein Schweiterchen und that ihm viel Liebes an.

Fünf lange Jahre hatte Lucia still ihre Arbeit gethan; von fortgehen war nie mehr die Rede gewesen. Es war, als wenn die beiden fremden Einwanderer immer dagewesen wären, als wenn sie immer zum Hausstand gehört hätten. Das Gretli wuchs heran, blühend, gesund; zwar blieb es klein und zierlich, war aber behende und flink. Zwei dicke glänzendschwarze Zöpfe baumelten ihm auf dem Rücken; die andern Triesnerberger Kinder waren alle hellblond, flachsbaarig; das Gretli fiel in der Kinderschar unter all den Blondköpfen besonders auf, und es hieß bald im Dorf „das schwarze Gretli."

Da war denn plötzlich das Verhängnis gekommen! Lucia, des schwarzen Gretlis Mutter, wurde als Hexe bezeichnet; erst still und im geheimen, doch lauter und lauter wurden die Stimmen, immer lauter; und dann kam plötzlich die Anklage. Lucia wurde beschuldigt, das Vieh des Nachbars Peter Schaller verhext zu haben, indem sie heimlich Hexenkräuter unter das Futter gemischt habe, wodurch eine schwere Seuche unter dem ganzen Viehstand ausgebrochen sei.

Wer die Anklage zuerst gegen das unglückliche Weib erhoben hatte, man wußte es nicht. Genug, sie war da, und böse Zungen schürten und stocherten das leise, glimmende Feuer des ersten Mißtrauens. Der eine behauptete, das schwarze Weib, die Lucia, schon öfters gesehen zu haben, wie sie hoch oben aus den verborgensten Felsenklüften das Hexenkraut geholt und sich an Mensch und Vieh gedrängt habe, um es ihnen als wirksames Heilkraut unter allerlei geheimnisvollen Sprüchen und Formeln zu geben; ein anderer wollte in einer schauerlich düstern Nacht, als er sich einmal in den Bergen verirrt hatte, Lucia hoch oben auf dem „Haanenspiel" tanzen gesehen haben, umringt von einer ganzen Schar Hexen, die ein gräßliches Geschrei gemacht, so daß die Luft davon erfüllt gewesen sei; ein dritter gar beschuldigte das unglückliche Weib, der Satan selbst zu sein, der sich in ihrer Gestalt unter das Triesnerberger Volk gemischt habe, um es ganz in seinen Bann zu ziehen und es dann zu vernichten.

Vergebens betheuerte die also Beschuldigte, daß sie von alledem nichts wisse; daß sie wohl ein armes, verlassenes Weib, aber brav und fromm sei. Vergebens auch stellten ihr der Bauer und die Bäuerin das beste Zeugnis aus. Die von den Vorurtheilen und dem Wahne der damaligen Zeit umfangene Menge blieb bei ihrer Anklage, und Lucia wurde nach Vaduz in das unterirdische Gefängnis des alten Schlosses gebracht. Auch die gräßlichsten Folteraualen, die das arme Weib nun erdulden mußte, um das Geständnis, daß sie wirklich eine Hexe sei und im Bunde mit dem Bösen stehe, abzulegen, vermochten nicht, Lucia von ihren Unschuldsbetheuerungen abzubringen. So kam sie auf den Scheiterhaufen.

Der Bauer und die Bäuerin waren tiefunglücklich über das Geschick, das ihrer armen Dienstmagd widerfahren war; aber es lag nicht in ihrer Macht, das Unheil abzuwenden. Schweigen war hier das allerbeste; denn wer konnte wissen, ob nicht auch sie noch in die Anklage gezogen würden, weil sie die angebliche Hexe so lange unter ihrem Dache beherbergt hatten? Die Bäuerin tröstete wie eine Mutter das unglückliche, arme Gretli; beide, der Bauer und die Bäuerin, thaten im stillen das heilige Gelöbnis, das Kind der als Hexe Verbrannten stets im Hause zu behalten und wie ihr eigenes anzusehen.

Das Gretli aber war seit der schrecklichen Zeit, da die Mutter fortgeschleppt worden war, still und ernst; aus dem fröhlichen, muntern Kinde war plötzlich eine ernste Jungfrau geworden. Nie spielte es mehr mit den blonden Triesnerberger Kindern auf der Gasse oder unter den alten Walnußbäumen; er suchte sich Arbeit im Haus und Hof und schaffte den ganzen Tag. Aber wenn es dann spätabends sein Lager aufsuchte, dann kam die Erinnerung an das Schreckliche, und dann weinte es bitterlich, bis endlich ein wohlthuender Schlummer die heißen Augen schloß und dem armen Kinde Vergessenheit brachte.

Stumm und verschlossen war auch der Aloys. Wohl litt er mit seinem Schweiterlein; aber es war ihm nicht gegeben, seinen Sinn aufzuheitern; die Bergbewohner sind ja wortkarg, ein wenig schwerfällig. Aber im geheimen that er ihm viel Liebes an, und er war überglücklich, als er bemerkte, daß das Gretli langsam aus seinem Schmerze erwachte und wieder etwas Antheil am Leben nahm.

Drei Jahre waren seit der Zeit über Liechtenstein und die kleine Gemeinde am Triesnerberg gegangen.

Mit dem Ref auf dem Rücken trat das Gretli aus dem Hause.

„Grüß' Gott, Bauer, grüß Gott, Bäuerin!" sagte es herzlich im Näherkommen und reichte dem Bauer und dann der Bäuerin die Hand. Es sah dabei die beiden Alten treuherzig an und lächelte ein wenig, als wenn es ihre Besorgnis vollständig abschütteln wollte.

Es war ein zierliches, feines Ding, das Gretli; man hätte es sich besser in kostbaren und doch leichten, duftigen Gewändern der Edelfräulein vorgestellt, als in diesen groben Werktagskleidern eines Landkindes. Ueber dem kurzen, groben Rock von brauner Farbe trug es ein loses Baumwolljäckchen, das vorn auf der Brust offen war und das weiße Hemd mit dem enganliegenden Mieder zeigte. Die Füße steckten in groben, dicken Bergschuhen. Das glänzendschwarze Haar war nur wenig zu sehen, denn es wurde durch ein buntes Kopftuch verhüllt und zurückgebunden.

Wie hübsch kleidete gerade dieses Kopftuch das schmale Gesichtchen, das so gar keine Aehnlichkeit mit dem gesunden, rothwangigen Gesichte der andern Alpenmädchen aufwies. Die Wangen Gretli's waren schmal, wenngleich doch eine gesunde Farbe sie und das ganze Gesichtchen überzog; auch die schöngeschwungenen Lippen zeigten ein frisches Roth. Das Schönste jedoch an dem ganzen Gesichtchen waren die prachtvollen großen, dunkeln Augensterne, aus denen es wie leise Schwermuth dem Beschauer entgegenstrahlte. Es wurde einem bei dem Blick so sonderbar zu Muthe; es kam einem wie von selbst der Gedanke an die große Unschuld des jungen Kindes, aber auch an das schwere Leid, das seine junge Seele schon so früh gekostet hatte.

Der Blick jedoch, mit dem es jetzt seine Brotgeber ansah, verrieth soviel Liebe und Treue, soviel kindliche Zuneigung und große, wahre Dankbarkeit, daß es den alten Leuten ganz warm dabei wurde.

„Gretli, es bangt uns um dich; der Himmel gefällt uns nicht, wie, wenn ein Wetter käme und dich in den Bergen überraschte?"

Die Bäuerin sagte es ängstlich und hielt des Mädchens Hand fest in der ihrigen. Das Gretli lächelte nur fein, schüttelte den Kopf und antwortete:

„Ich glaub' nicht, Bäuerin, daß es heute schon losgeht. Und wenn auch, ich stehe in Gottes Hand, und einen Unterschlupf finde ich schon überall. Aengstigt Euch nicht, Bäuerin, ich komme schon gut wieder heim, und denkt doch, daß der Aloys und der Hütebub Brot haben müssen. Jetzt, behüt Euch Gott, Bauer, behüt Euch Gott, Bäuerin! Wenn der Abend kommt, bin ich, so Gott will, von Bargella zurück."

„Behüt dich Gott, Gretli!" sagten auch der Bauer und sein Weib treuherzig und schüttelten dem Mädchen die Hand. Der Bäuerin fiel noch etwas ein.

„Warte noch, Gretli; ich laufe schnell in's Haus und hole das große, wollene Tuch, das noch von meiner Ahne stammt; das nimmst du mit, es wird dich schützen, wenn das Wetter kommt."

Das Mädchen wehrte lachend; aber es mußte sich die Fürsorge der alten Frau gefallen lassen.

„Vielen Dank auch, Bäuerin!"

Aber noch war die Frau nicht mit ihren Ermahnungen fertig.

„Gretli, gut auf den Weg achten; er ist schlecht, man kann sich leicht verirren; und Rast halten, Gretli, in dem Ref sind beim Brot und dem Stück Topfkäse auch ein paar Aepfel für dich."

Endlich konnte Gretli den Hof verlassen. Die Bäuerin beschattete die Augen mit der Hand und sah noch mals sorgenvoll gen Himmel. Der Bauer kehrte an seine Beschäftigung zurück, die darin bestand, daß er die halbmorsche Stallthür ausbesserte und neue Holzpfähle einfügte. Der Winter stand ja vor der Thür; bald würde das Vieh von der Alpe zurückkommen und wieder in den heimathlichen Stall einkehren; da war es Zeit, daß alle Schäden ausgebessert würden, damit der Sturm nicht noch mehr reißen und zerstören könne. Das ganze Anwesen des Bauern Jakob Stöß gab Zeugnis von der Wohlhabenheit eines Bergbauern der damaligen Zeit; alles war wohl im Stande, das Haus derb und fest gebaut, ebenfalls der Stall mit den Scheunen. In dem Garten hinter dem Hause standen viele Obstbäume, die zwar jetzt schon fast gänzlich entlaubt waren.

Triesnerberg zeigte im Gegensatz zu den im Thal liegenden Ortschaften, wie Vaduz, Triesen, Balzers, einen behäbigen Wohlstand. Jene bedauernswerthen Gemeinden waren von rohen Kriegshorden in den letzten Jahrzehnten fast gänzlich ausgesogen und verwüstet worden; dazu waren mehre Hungerjahre gekommen, sowie die unheimliche Seuche, die Pest, eingeschleppt worden, die ganze Familien dahinraffte. Fremde Kriegsvölker nahmen ihren Weg am Rhein entlang durch Liechtenstein; die Dörfer hatten durch die Einquartierung großer Massen von Truppen ungeheuer viel zu leiden. Noch durch den letzten Krieg um die Mantuanische Erbfolge war viel Unheil auch über Liechtenstein gekommen. Der letzte Herzog von Mantua, aus dem Hause Gonzaga, war 1627 gestorben. Karl, Herzog von Nevers, und Ferdinand, Herzog von Guastalla, machten gleichzeitig Ansprüche auf den Thron. Diesen unterstützten Spanien, Oesterreich und der Papst, weil sie einen Franzosen — Nevers war Franzose — nicht in Italien dulden wollten. Er nahm jedoch das Herzogthum Mantua in Besitz. Da rückte ein großes, kaiserliches Heer vom Bodensee herauf und nahm wiederum seinen Weg durch das unglückliche Ländchen Liechtenstein mit seinen gänzlich verarmten Dörfern.

Die Walliser am Triesnerberg waren von alledem verschont geblieben; selten nur verirrte sich ein von dem großen Trupp losgelöster Kriegsgeselle auf das hochgelegene Dorf. Ruhig bewirthschafteten sie ihre Alpen, und während sie zu Wohlstand gelangten, verarmten ihre Landsleute im Thale mehr und mehr. Die fruchtbaren Gelände am Rheinufer waren verwüstet, die Weinberge zerstört, die Aecker und Kornfelder niedergestampft.

Die Regierung des Grafen Kaspar von Hohenems hatte nicht glücklich begonnen. Im Jahre 1613 hatte er von seinem Schwiegervater, dem Grafen Karl Ludwig von Sulz, die Herrschaften Vaduz und Schellenberg käuflich erworben. Zur Landschaft Vaduz gehörten die schon genannten Gemeinden Vaduz, Triesen, Balzers, Triesnerberg und noch einige kleinere, höher in den Alpen gelegene Orte.

Der Brunnen auf der breiten Gasse in Triesnerberg plätscherte munter; barfüßige Kinder, Knaben und Mädchen, spielten an seinem kristallklaren Wasser; es war so kalt, daß die Händchen davon schon ganz blau gefroren waren. Aber daraus machte sich die Dorfjugend nichts. Gretli lächelte, als sie das eifrige Gebahren des jungen Völkchens sah. Ein kleines, pausbäckiges Dirnlein von höchstens drei Jahren lief, als es die Näherkommende erblickt hatte, mit eiligen Schritten und einem lauten Freudenruf auf Gretli zu. Diese fing das Kind auf, hob es mit beiden Armen hoch und küßte es; dabei streichelte sie ihm die gelben Haare, die feucht an der Stirn klebten, die Bäckchen, die ganz blau waren. „Mariele, wie kalt sind deine Hände und Bäckchen!" sagte Gretli besorgt; „geh heim zur Mutter an das Herdfeuer." Die Kleine lachte nur hell und zupfte Gretli tüchtig am Kopftuch, schaute auch neugierig über die Schulter auf das Ref. Gretli war eine große Kinderfreundin; gerade die allerkleinsten, hilflosesten hatte sie am liebsten. Schon als sie noch ganz klein war und selbst mit ihren neun Jahren kaum mehr als ein Kind, gaben ihr die Triesnerberger Mütter gern ihr Kleinstes zu verwahren; dann wußten sie, daß es in bester Obhut war. Denn die Mütter in den Alpen haben nie viel Zeit, sich um die Kinder zu bekümmern; die schwere Arbeit, die tagaus, tagein auf den Feldern und in den Bergen verrichtet werden muß, nimmt ihre ganze Kraft in Anspruch; die kleinen Menschenkinder müssen schon sehen, wie sie gleich ihren Geschwistern groß und gesund werden. Das Mariele von Bauer Eberlin war Gretlis besonderer Liebling. Obwohl Gretli nun schon längst keine Kinder mehr verwahrte, sondern nach dem grauenvollen Tode ihrer Mutter still und zurückgezogen bei ihren Leuten lebte, war sie den Kindern doch noch gut; und als vor einem Jahre das Mariele an einem bösen Fieber erkrankt war und immerfort in seinen wirren Reden nach Gretli verlangt hatte, da war dieses an dem Tage des Kindes gesund und konnte es mit lieben, weichen Worten beruhigt und mit sorglamen Händen gesund gepflegt.

Gretli setzte das kleine Ding nun wieder auf den Boden. „Ich muß auf den Berg, Mariele. Behüt euch Gott, ihr Buben und Mädchen!" wandte sie sich freundlich an die ganze Schaar.

„Behüt dich Gott, Gretli!"

„Behüt dich Gott, schwarzes Gretli!" rief eines muthwillig, und sofort gab es ein Kichern und Lachen.

Ein großer, flachshaariger Bengel von vielleicht zwölf Jahren, mit einem dreisten, frechen Gesicht, in dem listige, verschmitzte Augen funkelten, rief unter boshaftem Spott:

„Behüt dich Gott, schwarzes Gretli, Hexenbrut!"

„Hexenbrut, Hexenbrut!" erscholl es im Chor. Da flog wie vom Strumwind gejagt drüben eine Hausthür auf; ein hochgewachsenes Mädchen stürmte heraus, ergriff den frechen Rufer, der das Schimpfwort zuerst gebraucht hatte, bearbeitete ihn gründlich mit den Fäusten, daß er ein großes Geheul anstimmte und die andern Buben und Mädchen vor Angst auseinander stoben. Das Mädchen ließ nicht sobald nach; mit einer Hand hielt sie den Schreienden fest, soviel er auch zappelte und sich wehrte, und mit der andern theilte sie tüchtige Schläge aus. Dann, als sie meinte, daß er nun genug habe, ließ sie ihn los, versetzte ihm noch einen derben Fußtritt, daß er weithin stolperte und heulend davonlief, athmete tief auf und sagte: „So, der hat genug, der Flegel. Sei nicht traurig, Gretli."

Das Gretli aber stand gesenkten Hauptes da; Thräne um Thräne perlte aus den Augen und fiel auf das Jäckchen, unter dem sich die junge Brust stürmisch hob und senkte.

Leise kam es aus den zuckenden Lippen:

„Vergelt's Gott, Christina!"

Dann nestelte sie am Tragriemen des Refs, zog sie fester um die Schulter, nickte der Vertheidigerin noch einmal traurig zu und verließ dann gesenkten Hauptes die Gasse.

2. Kapitel.

Die Wolken jagten sich am dunkeln Firmament, unförmliche, große Gebilde mit wildzerklüfteten Seiten bildend. Es war ein ewiges Jagen und Fliehen, ein Ineinanderfügen von kleinen und großen Wolken, ein Losreißen und ein Aufbauen. Wer auf einer Bergeshöhe steht und das Spiel der Wolken verfolgt, ist ergriffen von all den prächtigen Bildern, die da vor seinem Auge sich aufbauen und vorüberziehen; der könnte stundenlang sehen und staunen, und seine Phantasie würde Geheimisvolles, Geisterhaftes aus den herrlichen Naturgebilden herauslesen.

Gretli war auch eines von jenen innerlichen, stillen Menschenkindern, die in Gottes großer, allgewaltiger Natur lesen wie in einem offenen Buche steht. Das Mädchen liebte die hohen Berge des ihm zur Heimath gewordenen Alpenländchens. Während an klaren Tagen, wo die Luft so rein und die Aussicht so wunderbar weit und schön ist, daß Gretli oft in stummer, seliger Begeisterung die großen Augensterne auf das Herrliche richten konnte und mit wahrem Staunen und wahrem Heißhunger all die Schönheit, die von den fernen Bergriesen und aus den hellen Thälern ausströmte, in sich aufnahm, war sie auch gerade so überwältigt, wenn sich die Natur in wildem Aufruhr befand, wenn der Föhn mit seinen Schreckussen über die Alpen jagte, wenn die Wolken in majestätischer Größe am Firmament rasten. Da konnte sie schauen und schauen, ungeachtet des Sturmwindes, der am dünnen Röckchen zerrte und die schwarzen Haare löste, sodaß sie wild um die Schultern flogen.

Auch heute sah Gretli die sichballenden Wolkenmassen voll staunender Begeisterung an; ihre junge Seele erfaßte mit Wonneschauer das Gewaltige in der Natur. Der Schimpf, der ihr auf der Gasse angethan worden war und zuerst wie Feuer gebrannt hatte, war verflogen. Es war ihr so leicht, so frei; mit stolzerhobenem Haupte schritt sie kräftig bergan.

In grüner Matte gleichsam eingebettet und wiederum von grüner Matte umgeben liegt Masescha, ebenfalls eine kleine Niederlassung von Wallisern, mit dem alten Kirchlein, das erste, das die Eingewanderten gebaut haben. Es ist dem hl. Theodul geweiht, im Volksmunde St. Joder genannt.

Gretli setzte das Ref ab und betrat den kleinen Raum, aus dessen Halbdunkel das Leuchten des ewigen Lichtleins geheimnisvoll hervordrang. Gretli kniete nieder und betete andächtig für die Seelenruhe ihrer Mutter. Ihr Blick blieb so oft schon auch diesmal an dem alten Gemälde halten, das eine Hauptzierde des Kirchleins war und auch bis auf den heutigen Tag noch wohlerhalten ist. Es stellt den hl. Theodul, den ersten Bischof von Wallis, mit dem eine Glocke tragenden Teufel dar. Nach alter Sage soll der Bischof, der von dem Papst eine Glocke erhalten hatte, aber nicht wußte, wie er sie aus Italien über die Alpen nach dem Wallis befördern sollte, den Teufel gezwungen haben, sie auf den Schultern nach ihrem Bestimmungort zu schaffen.

„St. Joder, bitt für uns! St. Joder, bewahre uns vor dem Bösen!"

Aus dem geheimnisvollen Halbdunkel der Kirche trat Gretli nun wieder heraus auf die Matte und schritt nun rüstig bergan. Kein Mensch war zu erblicken weit und breit. Schmal war der Fußpfad, der höher und höher auf die Alpe führte; die thauschweren Grashalme netzten die Schuhe des Mädchens. Der heisere Schrei der Raben durchdrang die Luft; scheue Schneehühner erhoben sich flatternd, aufgeschreckt durch die hallenden Fußritte, und umkreisten das Haupt des Mädchens. Auch huschte flink und scheu etwas unter ihren Füßen fort; war es ein Murmelthier, ein Jungfuchs oder gar der Fuchs, der listige, schlaue? Gretli hatte das leichtfüßige, sich eiligst entfernende Thier nicht erkannt; sie lachte einmal herzhaft zu ihrer eigenen Beruhigung auf, als sie ein wenig Furcht beschleichen wollte.

Am Rain leuchtete es roth aus dem vielen Grün; ein paar überreife Herbstbeeren waren es.

Gretli bückte sich und pflückte die kleinen Dinger mitsamt den grünen Zweiglein; liebkosend glitten ihre Finger über das Sträußchen, das sie vorn in das Mieder steckte.

„Seid ihr vergessen, ihr Beerlein; haben die Kinder euch nicht gefunden?"

Auch Gretli war früher mit den Triesnerberger Kindern zum Beerensuchen auf die sonnigen Halden der Alpen gestiegen; denn die Alpe spendet ihre lieblichen Früchte in so reichem Maße, daß es für die Jugend eine Lust ist, sie zu sammeln und zu pflücken. Mit großen und kleinen Geschirren ziehen die Kinder auf die Berge und sind stolz, wenn sie nachher alle gefüllt haben. Es fiel Gretli beim Höhersteigen ein, wie sie eigentlich immer von den andern Kindern beschämt worden war, denn ihr Geschirrchen hatte immer nur wenig Inhalt gezeigt.

Sie lächelte.

Ja, sie hatte lieber auf dem moosigen Waldboden gelegen und geträumt mit offenen Augen, wenn die andern Kinder fleißig Beeren sammelten. Wie wunderbar schön war das aber auch gewesen! Sie lag auf dem Moosboden und sah dem Gekrabbel der Käfer zu, bewunderte die buntfarbige Raupe, die sich dort langsam auf dem Blatt fortbewegte; durch die hohen Föhren und Lärchen drang ein Stückchen Himmelsblau; meinte man nicht, dort geradeswegs in den Himmel zu schauen?

Am liebsten aber lag sie in den Wiesen. Welch ein Fülle an Schönheit und Pracht bietet eine Alpenwiese! Da blüht und duftet es, da schillert und funkelt es in den hundertfachsten Farben, in allen Größen, in allen Formen. Wer zur Sommerszeit eine blühende Alpenwiese betritt, der bricht in einen Freudenruf aus; seine Augen können sich nicht sattsehen an der Farbenpracht der herrlichen Blumen; seine Hände möchten immerfort greifen und pflücken! Dann bemerkt er hier eine köstliche Blüthe, die er noch nie zu sehen vermeint hat, dann dort ein seltenes Hälmchen oder Blümchen; und wer sich ein wenig Sinn für die Natur bewahrt hat, der bricht immer wieder in neue Jubelrufe des Entzückens aus.

Gretli liebte die Blumenwiesen über alles. Da hinten auf Silum, dort, wo die niedrigen Heuställe stehen mit ihren überhängenden Holzdächern, die zum Schutz und Trutz gegen den rauhen Sturmwind mit großen Steinblöcken beschwert sind, da war eine solche, die ihresgleichen nicht zum zweitenmal aufzuweisen hatte. Die liebte Gretli fast mehr als ihr Leben. Große Sträuße, daß die kleinen Hände sie kaum zu fassen vermochten, hatte sie heimgebracht und die Stube der Bäuerin damit geschmückt. Anna Stöß schüttelte wohl verwundert den Kopf darüber; denn wer hätte wohl jemals am Triesnerberg daran gedacht, von der Alpe Blumen heimzuschleppen und die Stube damit zu schmücken? Höchstens brachte man dem Bildstock oben am Wege, der nach Bargella führte, oder jenem, der am Weg nach Sücca stand, einen Strauß. Aber auch den Bildstock schmückte Gretli gereulich.

Im langsamen Aufstieg verflogen die Stunden. Der Himmel war ein wenig klarer geworden; die Wolkenmassen hatten sich getheilt, ein freier Ausblick auf die Schweizer Berge wurde möglich. Der Alvier grüßte herüber, weiter rechts der Altmann; selbst der gewaltige Kopf des Säntis tauchte für einen Augenblick aus dem Nebelmeer hervor. Auf den Höhen lag Neuschnee; nur noch kurze Zeit, und der Schnee würde alles bis hinunter in die Thäler des Rheines einhüllen. Grau, düster hingen die Felsen der Drei Schwestern über als wenn sie die grünen Matten zu ihren Füßen fortwährend bedrohen wollten. Gretli starrte gern zu dieser Felsenwildnis empor; im Sommer hatte sie mit dem Aloys die hochragenden Spitzen erklettert und von dort Ausblick gehalten. Das Herrliche, was sie da geschaut hatte, das vergaß sie in ihrem ganzen Leben nicht; sie hatte ja nie geahnt, daß die Welt so weit, so schön sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Teye van Heemstede.

(15. Fortsetzung.)

„Hast du vielleicht den Brief gelesen in meinem Gebetbuch? Ach, Papa meint es so nicht; er begreift wenig von unseren Gefühlen, er ist egoistisch; aber er hat weiter nichts mit der Sache zu schaffen."

„Doch du antwortest mir nicht; was es des Trüffelingenieurs wegen?"

Isabella schüttelte den Kopf und mußte lachen.

„Nun, weshalb denn? Warst du meiner so überdrüssig?"

Sie verbarg ihr Antlitz an seiner Schulter und flüsterte:

„Nein, nun es dir zu ermöglichen glücklich zu werden mit Valentine."

„Herzlichen Dank für die zarte Sorge! Und erst, als du von deinen Vater vernommen hattest, daß unsere Ehe von seiten der Kirche nicht aufgelöst werden kann, bist du hierher gekommen?"

„Alfred, rief sie mit reizender Entrüstung, „du bist noch nicht von deinem Argwohn genesen. Du verdienst es nicht, aber nicht noch einmal sag ich es dir, denn es würde dich noch stolzer machen. Ich habe diesen Winter in Gedanken mehr in diesem Zimmer gelebt als in Paris; an deinem Krankenlager habe ich den Brief empfangen, den du zufällig gelesen den ich vernichten werde, denn er ist eines Grafen unwürdig, doch er hat keine Antwort erhalten, die ihn lehren wird, von seinem Schwiegersohne in einem anderen Tone zu reden."

In der Nacht kehrte das Fieber bei Alfred wieder, aber gegen Morgen fühlte er sich besser, und da er nun sowohl in trüben als auch in frohen Tagen seine Geschäfte nicht leicht vergaß, ließ er Brenis kommen, um mit ihm über die Mittel zur Abhilfe der Folgen des Grubenunglückes zu berathen. —

„Wie ist Ihr Herr Gemahl seit gestern so sehr verändert," sagte der Unteringenieur zu Isabella, die ihn mit glücklichem Lächeln empfing.

„Das ist die freundliche Fee, die das Wunder bewirkt hat," entgegnete Alfred.

„Und denken Sie sich nur, er hat mich erst gestern Abend recht erkannt," fügte Isabella hinzu.

„Unbegreiflich! Ich fand meinen Freund am gestrigen Tage wohl still und traurig, nicht so geweckt wie heute, aber er hatte doch seinen Verstand, wie mir schien."

„Seinen Verstand, aber nicht sein Herz," scherzte Alfred.

Am Mittag wollte er schon die Verwundeten besuchen, aber seine Frau sträubte sich dagegen, und er begnügte sich mit einem Spaziergang im Garten.

Sie hatten sich so viel zu erzählen, so viel miteinander zu besprechen, daß die Zeit für sie unbemerkt dahinflog.

Auf der Bank vor dem Pavillon, unter der schon grünen Linde sitzend, waren sie im Gespräch so vertieft, daß die Ankunft eines Fremden, der sich ihnen leise näherte, von ihnen gar nicht bemerkt worden war.

„Herr de Mirecourt!" rief Isabella plötzlich aus.

„Störe ich? thut mir leid! — Wie es Ihnen geht, Herr Brons, brauche ich kaum zu fragen. Soviel Lebenslust wie heute habe ich noch nie bei Ihnen gesehen."

„Das Leben beginnt auch erst jetzt sich in seiner Schönheit mir zu zeigen."

„Wir beginnen unsere Flitterwochen, nachdem wir drei Jahre verheirathet sind," fügte Isabella hinzu.

Der Baron setzte sich zu ihnen und überbrachte Grüße von Madame Ducombel, die Paris verlassen hatte und das junge Paar in La Combeliere erwartete.

„Wir werden gehen, sobald hier die Sachen wieder in Ordnung sein werden," meinte Alfred freudig erregt.

Der Baron bestand jedoch darauf, daß er dies Brenis überlassen möge.

Nach einem Stündlein empfahl der Baron sich wieder und ersuchte sie freundlichst, ihn bald in Beausoleil zu besuchen.

Als er fort war, sagte Isabella fröhlich:

„Der Baron weiß sich gut zu halten; er zeigt nichts von seiner Enttäuschung."

„Enttäuschung?"

„O, bist du unbefangen; was hat er dich diesen Winter doch gefragt?"

„Weißt du das auch schon?"

„Alles!"

13. Kapitel.

An einem kalten Herbstabend fuhr ein Wagen von der Station Grootshausen zum Schloß Dorenzathe, das vollständig in Bereitschaft stand, seine Besitzer für längere Zeit aufzunehmen; die Koffer, die auf dem Wagenverdeck standen, wurden abgeladen, während Herr und Frau Brons durch den Gang zum Salon ihre Schritte richteten.

Da drinnen war es äußerst gemüthlich und die Möbel standen noch in derselben Ordnung wie früher, als das schöne Gesicht der alten Gräfin von der dunkelblauen Samtlehne des